

Verlag Bibliothek der Provinz

Elfriede Irrall Olaf Scheuring
YGGDRASILL

Einblick gewährend – Ausblick ermöglichend

Elfriede Irrall, Olaf Scheuring

YGGDRASILL

Einblick gewährend – Ausblick ermöglichend

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-684-5

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-1010 Wien, Sonnenfelsgasse 7/26

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Elfriede Irrall, Gottfried Eilmsteiner

Fotos: Archiv Irrall-Scheuring

WIEN 
KULTUR 

ZUM GELEIT

Unser langjähriges teaterspielwerk-Dasein, wie im ersten Buch „Und künde anderen von solchem Glück“ beschrieben, wird zu einem Schreibwerk-Dasein – in gedanklicher Gemeinsamkeit. Und wieder bewege ich mich mäandernd durch unser vielgestaltiges Leben. Ein inhaltlicher Schwerpunkt ist unserem Hausabenteuer gewidmet – für uns Freiberufliche, die absolut nicht von Reichtum bedroht werden, ein wahrlich kühnes Wagnis. Ein Zu-Fall ermöglichte die Begegnung mit diesem jahrzehntelang vernachlässigten Anwesen: Dieses im 19. Jahrhundert errichtete Haus hat Olaf wiederbelebt durch seinen handwerklich-künstlerischen Einsatz vom Größten bis zum Feinsten.

Jedoch auch die Natur rund um das Anwesen fühlt sich wiederbelebt durch Deine Umsicht. „Für Dich ist der Mensch Teil der unbegreiflichen Schöpfung, nicht mehr und nicht weniger. Darum begegnest Du jedem Tier, jeder Pflanze mit der gleichen Achtung, die Du Deinen Artgenossen entgegenbringst“, habe ich unserem ersten Schreibwerk anvertraut und durch unterschiedlichste Beispiele erfahrbar gemacht. So auch hier.

Jahrelang pendeln wir zwischen unserer Traumstadt Berlin und unserem Traumort Yggdrasill. Von der Nähe zu diesem Anwesen profitiert Wien. Sowohl hier als in Berlin gestalten wir Außergewöhnliches. Unsere künstlerische Arbeit hat sich verändert, ist jedoch unverändert innovativ. Überwindung von Sprach-Grenzen und Grenzen zwischen den Generationen bereichern uns und die Jugendlichen; bis heute wirkten unsere Anregungen nach, wird mir gelegentlich kundgetan. Meine

mitunter trüben Gedanken, daß wir unsere Sehnsuchtsziele einer „Darstellerischen Früherziehung“, kooperierend mit Musikschulen einerseits und andererseits das Ziel einer Begegnungsstätte in unserem Traumort nicht erreichen konnten, hellen sich auf, daran denkend, welches Werk Du hinterläßt – Liebe und Kreativität atmet dieses wiederbelebte Anwesen: Wenn ich Yggdrasill umarme, umarme ich Olaf.

Dir war dieser Begriff aus den nordischen Mythen zugeflogen angesichts der alten Esche zwischen Haus und Scheune während unserer ersten Begegnung. Aus dem Bereich des Unfaßbaren hat mir – nach Olafs Schritt über die Schwelle – Ilse Ritter Wesentliches nahegebracht, ausgehend von ihrer neuen Übertragung der „EDDA“ erwähnte sie auch ihre Annäherung an die altisländische Sprache und fragte mich, ob ich die ursprüngliche Bedeutung von Yggdrasill kannte, ich verneinte und erfuhr sie: „Der Weg aus dem scheinbaren Tod sich erhebend ins Glück“.

Für und mit Olaf



Wir beide Mitte der 1990er-Jahre

still bitt ich dich
erfülle mich
mit Leben

hattest Du mit Deiner Füllfeder, die ich jetzt wieder in der Hand halte, einem gefalteten Blatt Papier anvertraut und es auf einem der vier Tische im Wohnstall in die Schreibunterlage geschoben, gerade so tief, daß die erste Zeile zu erkennen war. Wann hast Du diesen Wunsch formuliert? Die Rückseite des „Schmierpapiers“ gibt ungefähre Auskunft, ein belangloses bürokratisches Schreiben verrät das Datum des 14. April 2007. Du hattest die Angewohnheit, die jeweils leeren Seiten eines Schriftstückes für Notizen, Briefentwürfe, verdichtete Gedanken zu verwenden – wohl bereits bevor Du auf Gandhis diesbezüglichen Hinweis aufmerksam wurdest. Und wann wurde ich auf Deinen Wunsch aufmerksam? Vor unserer Zeitenwende oder danach? Zweifellos bekam dieser Satz nach dem 26. Oktober 2009 für mich eine wundersame Bedeutung. Heute schreiben wir den 1. Mai 2015, seit den vergangenen sechs Jahren versuche ich manchmal zweifelvoll mit Hilfe dieses Satzes, Dich im Unendlichen zu erreichen. Ich wage zu vermuten, erhört zu werden. Und schon fliegt mir der Gedanke zu, ich möge mich an das Zitat des Physikers Erwin Schrödinger erinnern, er nennt „den Körper die Adresse, unter der man eine bestimmte Person erreicht. Nur eine Adresse, die man wechselt, wenn man stirbt.“

Unsere irdische Adresse ist Yggdrasil. Seit heute Mittag bin ich – nach einigen Wien-Tagen – wieder hier und wurde vielstimmig begrüßt von den Vogelwesen und den zahlreichen Bienen. Von Anbeginn unseres Hausabenteuers hat Olaf die Wiese mit der Sense gepflegt. In

der Scheune lehnte so ein ehemals geschätztes Exemplar und langweilte sich, denn das Haus hatte seit Jahrzehnten keine Bewohner mehr beherbergt. Hinter dem Haus hast Du geübt, um Dich nicht dem Spott sensenkundiger Nachbarn auszusetzen. Davon konnte – wie wir feststellen mußten – bei den meisten ohnehin keine Ahnung mehr sein; irritiert hat sie allerdings der Umstand „an und pfirsich“ – wie Herr Ringelnatz zu sagen pflegte – denn mit einem Rasenmäher ist man doch schneller und radikaler am Ziel. Eben, genau das lehnen wir ab. Gegen Radikalität haben wir keine grundsätzliche Abwehr. Dann nämlich, wenn es darum geht, die Wurzel eines Übels bloßzulegen. Eine Wiese ist kein Übel und dennoch versucht der Rasenmäher bis schier an die Wurzeln zu gelangen. Bereits ein Gänseblümchen ist ein Vorbote des Übels und schon dröhnt dieses alberne Gerät darüber hinweg. Daß man einen Rasen gegebenenfalls pflegen muß, hat sich auch nicht herumgesprochen, also verdursteten die zentimeterhohen Hälmlchen während der heißen, trockenen burgenländischen Sommer, und schließlich demonstrieren bräunliche Flächen den Mangel an ländlicher Naturverbundenheit. Ein Nachbar wollte Dir seinen alten Rasenmäher schenken, nachdem er sich ein neues Modell zugelegt hatte. Du hast dankend abgelehnt – zeigst ihm das Foto, das Dir das Nachtpfauenauge zu machen gestattet hat und gibst zu bedenken, daß bereits das Geräusch des Rasenmähers das Falterwesen verschucht hätte. Desinteresse. Du verzichtest darauf, ihm das altgriechische Wort für Schmetterling kundzutun: Psyche, als Sinnbild der menschlichen Seele wurden diese zauberhaften Wesen angesehen. Ich zeige dem Nachbar die Schafgarbe. Sie ist ihm fremd. Ich versuche, ihn mit ihrer Heilkraft bekannt zu machen, interessiert ihn nicht – alles Unkraut. Wildkräuter, Herr Nachbar, bei dem

Begriff Unkraut assoziiere ich unwertes Leben, Herr Nachbar. Verständnislosigkeit.

Nachdem Du Dich von dieser Welt verabschiedet hast, wurde wohl allgemein gehofft, nun hätte es mit dem undisziplinierten Wuchern ein Ende. Mitnichten. Du hast für Deinen irdischen Arm gesorgt, namens Attila, ein ungarischer Alleskönner – so wie Du aus dem hohen Norden – der mit seiner Familie im Nachbarort lebt.

Anfang der 1990er-Jahre, als Du begonnen hast, diesem alten, vernachlässigten Haus eine Verjüngungskur angehen zu lassen, wurdest Du ausschließlich von ungarischen Menschen unterstützt, die damals im Zusammenhang ihrer jeweiligen Berufe arbeitslos waren – inzwischen zu ihrem Glück nicht mehr. Sie haben Seite an Seite mit Dir geschuftet, als wär's ihr eigenes Anwesen, Jozsef und Janni und Tomás und auch ein Attila. Ihr habt Putz abgeschlagen, 40 Meter am Haus entlang, gegen Süden und gegen Norden und jeweils acht Meter an der Vorder- und Rückseite, innen und außen. Eine staubige Angelegenheit. Und wiederum wurden wir nachbarschaftlich gerügt, da wir etwas mehr pro Stunde bezahlten, ohne uns um den üblichen Ortstarif zu kümmern, und außerdem gab es noch Mittagessen bei uns und Getränke sowieso, wofür ich zuständig war. Verständnissvoll war die Baumeisterin Epple, mit der wir eine kurze, jedoch ebenfalls intensive Zeit zusammenarbeiteten, da Mauerdurchbrüche nötig waren, wie der Architekt in Dir erkannt hatte: Zwei Ställe, die anno dazumal die Rückseite des Hauses um acht Meter verlängert hatten, hast Du als einen großen, lichtdurchfluteten Raum vor Dir gesehen, der wohlthuend harmonieren wird mit der altherwürdigen Stube mit ihren kleinen Kastenfenstern und der niederen, dunklen Balkendecke; um dieses wechselseitige Kontrast-

erlebnis zu erreichen, muß die 80 Zentimeter dicke Feuermauer, die die beiden Gebäudeteile trennt, eine Öffnung gestatten, so hast Du es mir erklärt, so hast Du es mit der Baumeisterin besprochen und so wurde es gemacht. In dem Zusammenhang lernten wir einen ungarischen Maurerkünstler kennen, Istvan Racs.

Ein Handwerker sollte auch ein Künstler sein, ebenso wie umgekehrt, ist Deine Überzeugung. Daran mangelt es seit langem – sowohl, als auch. In unserer darstellerischen Zunft wird allzuoft der Weg zur Selbstdarstellung gewählt, statt sich auf den Weg zu machen, die Person, die man verkörpern soll, respektvoll kennenzulernen, mit speziellem Interesse an dem Fremden, um eine vor-schnelle, also oberflächliche „die ist ja wie ich“-Beurteilung zu vermeiden. Eindeutig wird dem Publikum der Mangel an Handwerk durch die seit Jahren abwesende Sprechkultur vor Ohren geführt. Auch daran haben selbsternannte Regisseure einen beachtlichen Anteil auf Grund ihrer Forderung, „natürlich“ zu sprechen. Auf einer großen Bühne zu stehen und einen noch größeren Zuschauer-raum vor sich zu haben, sollte selbstverständlich eine Vergrößerung der Ausdrucksmittel zur Folge haben. Das ist wahrlich eine schwierige Aufgabe und erfordert handwerkliches Können und den beseelten Wunsch, auch diejenigen in der letzten Reihe zu erreichen. Du hattest mich während unserer teaterspielwerk-Wanderjahre darauf aufmerksam gemacht, daß man selbst in vergleichsweise kleinen Räumen darauf achten muß, das äußere und das innere Ohr der Anwesenden zu erreichen.

Ebenso sind handwerkliches Können und künstlerische Vorstellungskraft bei Arbeiten wie zum Beispiel der Wiederbelebung eines alten Hauses wünschenswert. Und beides stand Istvan und unseren anderen ungarischen

Freunden zur Verfügung. Auch Putzabschlagen erfordert Feingefühl, um dem künstlerischen Einfühlungsvermögen der Ahnen, die Mitte des 19. Jahrhunderts dieses Haus erbaut haben, Respekt zu erweisen. Zum Beispiel die Säulen, die die Arkaden bilden, wurden nicht, wie heute üblich, scharfwinkelig aufgerichtet, sondern die jeweilige Ziegelpartie wurde zart abgerundet, also mußte beim Putzabschlagen sorgfältig darauf geachtet werden – auch hier war zielstrebige Radikalität nicht angesagt. Oder: Unsere Freunde, die von nah und vor allem von fern – denn unsere Stadt Berlin ist ja gut 1000 Kilometer nördlich angesiedelt – angereist kamen, um unsere geliebte Baustelle in Augenschein zu nehmen, waren begeistert verständnisvoll angesichts dieses Anwesens; unabhängig voneinander wiesen sie darauf hin, wie beein-



druckend wir – den Stil dieses Hauses nachempfindend – diesen geschwungenen, 38 mal 25 Zentimeter umfangreichen Eichenbalken auf Halbsäulen, die die ehemalige „Rauchkuchl“ strukturierten, gesetzt hätten.

Allerdings beeindruckten wir wiederum die Freunde mit dem Hinweis, daß das mitnichten unsere Idee gewesen, sondern den Ahnen zu danken wäre. Kreativität sei jedem Menschen eigen, er bringt sie mit von anderswo und verliert sie bloß leider allzuoft unterwegs. Bewundernswert all diejenigen, die trotz miserabelster Arbeitsbedingungen, die Seele und Körper zu schädigen drohen, sich in einen Bereich innerer Gestaltung zurückziehen können, was wiederum zu einem Wirken nach außen führen kann.

Wir beide, Olaf und Elfriede, hatten zwar viel Schufferei auszuhalten – ja, gelegentlich sogar ich –, jedoch mit dem Ziel, etwas zu schaffen, das auch der Erfüllung eines Traums nahekam. Das Haus war feucht bis unter die Decke gewesen. Das war den Ahnen offenbar nicht bekannt, daß man selbst breite Eichendielen nicht unmittelbar mit dem Lehmboden in Verbindung bringen sollte. Hilfreich war unser Architektenfreund Luigi, der eigentlich Helmut und außerdem noch Krapmeier heißt. Bereits Anfang der 90er-Jahre hatte er eine jahrelange Konzentration auf alternative Energieformen hinter sich. Auf dem von ihm empfohlenen Umweg landeten wir bei der Wiener Architektin Ursula Holzinger, die uns hinsichtlich der Trockenlegung mit einem Techniker der Firma Aquapol bekannt machte. Ein ansehnlicher Referenzordner öffnete unsere Augen, und die Ohren waren auch zufrieden, als ihnen die Konditionen erklärt wurden. Daß nämlich erst einmal die Lage des Hauses überprüft wird, da nämlich diese geheimnisvollen Geräte

nicht überall funktionieren, daß der Putz außen, und innen runter muß und daß schließlich innerhalb eines Jahres immer wieder ein Techniker käme, um die Mauerfeuchtigkeit zu überprüfen. Sollte diese während dieses Zeitraums nicht zurückgegangen sein, bekämen wir das Geld retour. Darauf haben wir uns eingelassen.

Außerdem hast Du auf einer Zugabe bestanden: Mit Jozsef und Janni und Attila wurde abgegraben bis zum Fundament, was nahezu Erholungscharakter hatte, denn zuvor mußte vor allem in den beiden Ställen, die inzwischen mittels Abtragen der trennenden Mauer zu einem großen Raum geworden waren – dem künftigen Wohnstall – der Zementboden mittels Preßlufthammer entfernt werden. Diese „Sklavenarbeit“ hast Du allein für Dich beansprucht.

Und während ich diesen Satz zu Papier bringe, fliegen meine Gedanken zurück, zuerst Jahrhunderte und dann in das Jahr 1990. Damals begannen wir um unser nächstes Stück zu kreisen. 1992 jährte sich Kolumbus' Entdeckung zum 500. Mal. Was wäre, hätte er diesen Kontinent, der heute Amerika heißt, nicht entdeckt, es war ja nicht einmal sein Ursprungsziel. Den Osten im Westen zu suchen, das war seine fixe Idee. Aristoteles hatte gesagt, die Erde sei klein, habe wenig Wasser und es sei leicht, von Spanien nach Indien zu gelangen. Selbst Aristoteles kann irren: Wasser, bzw. die Meere bedecken über 70 Prozent der Erdoberfläche. Kolumbus' Irrfahrt ließ ihn schließlich den zweitgrößten Kontinent entdecken.

Wußte er eigentlich, daß er nicht der Erste gewesen war – daß es im 500 Jahres-Rhythmus bereits vor ihm anderen geglückt war, im sechsten Jahrhundert dem irischen Mönch Brandan und um das Jahr 1000 den Wikingern unter Leif Eriksson.

Es bedurfte offenbar des Fundamentalismus des Christentums, um aus Entdeckungen Eroberungen werden zu lassen. Das katholische Spanien des 15. Jahrhunderts war ziemlich fortgeschritten bezüglich Menschenverachtung: Juden vertreiben – Mauren vertreiben – „heilige Kriege“ führen – erobern – missionieren. Als Kolumbus 1492 erst einmal auf San Salvador landete, sollte sich das für die Ureinwohner als Katastrophe erweisen, für Europa als Entwicklungschance.

Wir tasten uns lesend voran. Vieles haben wir auf diesem Weg zu unserem vierten Stück entdeckt – vor allem Carolina Maria de Jesus. Eine Brasilianerin, eine Schwarze, die vom Müllsammeln lebt, oder besser gesagt, von der Mülltrennung und bei der Gelegenheit ein leeres Heft findet. Damit beginnt die Geschichte ihrer Tagebuchaufzeichnungen; da sie als Halbwüchsige bei einer Familie in São Paulo als Haushaltshilfe gearbeitet hatte, wurde ihr karger Lohn immerhin aufgewertet durch den Umstand, daß sie dort lesen und schreiben lernte. Der Journalist Audálio Dantas entdeckte sie in ihrer Bretterbude einer Favela, sie, ihre Kinder und ihr Handgeschriebenes – „Ich sammle Papier, Dosen, Holz, Eisen. Anscheinend bin ich auf die Welt gekommen, um zu sammeln. Nur Glück sammle ich nicht. Ich sammle, aber ich mag es nicht. Dann denke ich: Ich tu so, als ob ich träume.“ Dank der Veröffentlichung ihres „Tagebuchs der Armut“ beginnt sie, Glück zu sammeln. Kurzfristig wird sie durch ihr Elend berühmt, da sie jedoch nicht in der Lage ist, ihre Berühmtheit auf lange Frist anzulegen, endet ihr irdisches Leben wieder in der Favela.

In unserem Stück sollte sie wiederauferstehen. Olaf entdeckt wieder mal den Titel: „Kolumbus und Colomba“ – zwei Versuche, die Suche nach Gold, der Versuch zu

leben. Kolumbus muß entdecken, daß Anderssein woanders anders ist. Colomba kann nicht glauben, daß die Erde rund ist, da sie doch so dicht am Rand lebt. Ein Delphin erzählt ihr vom Gegenteil.

Zentrum und Peripherie – Gedanken von Dorothee Sölle umkreisen uns. Wir leben zwar im Zentrum, bewegen uns jedoch mit unserem teaterspielwerk an der Peripherie. Wie kann es auf einer Kugel überhaupt ein Zentrum geben. Auf einer Scheibe wäre das denkbar. Vielleicht glauben wir immer noch nicht wirklich daran, auf einer Kugel zu leben – spüren immer noch nicht das Runde.

Der Weg zum Stück als Stück Weg. Ein Thema überlebensgroß und zwei Menschen davor. Eine Aneinanderreihung von Möglichkeiten. Als sollte ein zu schwerer Gegenstand transportiert werden – wie nennen wir ihn denn? Schauspieler-Arbeit.

Der Weg zum Hausabenteuer ein abenteuerlicher Weg. Ein Vorhaben überlebensgroß und zwei Menschen davor. Eine Aneinanderreihung von Möglichkeiten. Als sollte ein zu schwerer Gegenstand transportiert werden – wie nennen wir ihn denn? Verwandlungskunst.

Vonnöten sind Beobachtungsgabe, Phantasie, Einfühlungsvermögen, Konzentration, handwerkliche Lernfähigkeit. Das bezieht sich nicht ausschließlich auf die Restaurierung des Hauses, sondern auf alles Lebensvolle rundherum. In der ersten Julihälfte 1991 hatten wir uns für dieses Anwesen entschieden, danach mußten wir umgehend nach Berlin, um an „Kolumbus und Colomba“ weiterzuarbeiten. Außerdem steht die Herbst-Tournee bevor. Dennoch wandern unsere Gedanken nahezu täglich zum Buchsbaum. Der Buchsbaum leidet. Als die

Ahnen vor Jahrzehnten ihren Hühnerstall in seiner Nähe errichteten, bedachten sie sein Entwicklungsbedürfnis nicht. Wir hatten es während dieser entscheidenden Julitage wohl wahrgenommen, hatten jedoch soviel Grundsätzliches zu klären. Olaf zieht es zum Buchsbaum, im Geiste demontiert er bereits den Hühnerstall – Elfriede verweist auf all das, was es in Berlin zu montieren gibt. Ende August satteln wir unser Tourneemobil. Möglicherweise hat unsere außergewöhnliche Freundin Barbara aus der Schweiz die Entscheidung zu Deinen Gunsten beeinflusst. Sie wollte so schnell wie möglich unser Yggdrasil kennenlernen, nicht erst anlässlich des schon geplanten Familienurlaubs im Juli 1992. Außerdem hast Du darauf hingewiesen, daß wir unser fast schon einem LKW vergleichbares Gefährt mit all den Utensilien beladen könnten, die im dazu gemieteten Kellerraum unserer Berliner Wohnung auf ihre Bestimmung warteten, nicht ahnend, daß ihnen nach dem Umzug ein jahrelanges Scheunendasein bevorstehen würde. Jedenfalls konnten wir die Bedenken, mitverantwortlich zu sein für den Klimawandel, wenn wir innerhalb von sieben Tagen hin und retour 2000 Kilometer Autobahnstrecken zurücklegen, ein wenig relativieren. Barbara war wenigstens mit dem Zug unterwegs und wechselte auf österreichischem Gebiet in unseren motorisierten Thespiskarren.

Noch ahnte der Buchsbaum nicht, daß wir seinetwegen gekommen waren. Am folgenden Tag begannen wir, den ohnehin schon sehr desolaten Hühnerstall abzutragen, für den Buchsbaum vermutlich ein wohltuender Anblick. Kaum war das vollbracht, machte uns Barbara auf den bedenklichen Zustand der Esche aufmerksam. Diese Esche, die an der Rückseite des Hauses steht und ihre Arme Richtung Buchsbaum ausbreitet. Du vermutest,

daß der Schweinestall, mit dem die Ahnen das Haus nochmals – wie bereits in den 50er-Jahren durch die Stallungen – um einiges verlängert haben, den Lebensmut der Esche wiederum um einiges verkürzten. Dieser uringetränkte Ziegelbau war zu groß, um ihn während unseres kurzen Aufenthalts zu beseitigen. Wir vertrösten die Esche auf Ende April des kommenden Jahres 1992.

Zuvor sollte – nein, mußte – unser nächstes Stück Gestalt angenommen haben, um anlässlich der Jahresbeginn-Tournee präsentiert zu werden. Und wieder einmal haben wir das gesteckte Ziel erreicht. Der emotionale Höhepunkt war Ende März in Stuttgart. Vor Beginn der Vorstellung erreicht uns ein Anruf aus Berlin – Merve, unsere geliebte Freundin, mußte sich von dieser Welt verabschieden. Du nimmst mich in die Arme – wütend, verzweifelt heulend scheint es mir unmöglich, die Spielfläche zu betreten – vor einem Jahr haben wir ihre großartige Lesung miterlebt, da wußten wir noch nichts von ihrer alles verändernden Krankheit, dann der bewußte Kampf mit ihr und gegen die Chemie, und ich war so gewiß, daß sie ihn gewinnen würde, am 17. Februar, an ihrem 55. Geburtstag haben wir uns zum letzten Mal gesehen, gut sahst du aus, in deinem Bademantel um den mollig gewordenen Körper und mit meinem zum Turban drapierten Seidentuch um deinen noch ziemlich kahlen Schädel, zum ersten Mal sah ich deine Brüste, du zeigtest mir die bunten Striche, mit denen dein Körper gezeichnet war für die Bestrahlungen, davor hattest du Angst, hatte deine Seele dir die Aussichtslosigkeit signalisiert? Ich hatte Hoffnung – ihre Stärke, ihre Radikalität, mit der sie ihre Lebensgewohnheiten verändert hatte, im Sommer wollten wir unsere Zeugung feiern. Du hältst mich fest: „Wir spielen diese Vorstellung für Merve – und

Merve lacht – wer weiß – nicht begraben, aus und vorbei – mit ihr und für sie weiterleben.“

Ja, Du geliebtes Olaf-Wesen, das hat damals geholfen und unvergleichlich hier und jetzt im sechsten Jahr unserer Existenzveränderung. Ich sitze im Wohnstall und sehe durch die Terrassentüren die machtvolle Esche und den zufriedenen Buchsbaum. Diesen Ausblick hast Du möglich gemacht, als Du mit Deinem Bremer Jugendfreund Detlef Ende April 1992 Dein Versprechen eingelöst hast. Gemeinsam fuhren wir in unserem Tourneemobil von Berlin nach Lutzmannsburg, allerdings mit einem Umweg über Graz, wo ich die Yggdrasill bedingte Tournee-Reduzierung finanziell ausgleiche durch eine Produktion mit Studierenden der Hochschule der Künste in der steirischen Metropole. Während unseres „Kolumbus und Colomba“-Winters in Berlin haben wir mit Hilfe von Jonas, der männlichen Hälfte des uns bereichernden WG-Freundespaars, diese Hochschularbeit vorbereitet. Antigone steht vor uns. Olaf hatte die wesentliche Idee: Fünf Frauen begraben ihre Toten und werden mit dem einen Kreon konfrontiert. Aus verschiedenen Fassungen die Schlüsselszene collagieren. Jonas beginnt zu lesen und erarbeitet die Fassung aus Texten von Sophokles, Hölderlin, Hasenclever, Cocteau, Anouilh und Brecht, Du bringst noch eine Frau ins Spiel: Grete Weil und ihr Buch „Meine Schwester Antigone“. Im Juni wird diese studentische Produktion einige Male gezeigt werden – „So fremd, so nah: Antigone“.

Also Ende April erst einmal eine stundenkurze Weile gemeinsam in Graz, wo wir meine Bleibe für die kommenden Wochen in Augenschein nehmen. Dann bist Du bereits mit Detlef unterwegs nach Yggdrasill. Beide Portemonnais – das österreichische und das deutsche –

hast Du in der Grazer Wohnung vergessen; nachdem wir unsere spärlichen Scheinchen verteilt hatten, hast Du mir alles hier gelassen, und ich wiederum habe mein Antigone-Büchlein bei Dir im Auto liegen gelassen. Wir sind es eben nicht gewohnt, uns zu trennen. Ich habe noch versucht, Dich telepathisch zu erreichen, schein jedoch nicht die richtige Frequenz erwischt zu haben. Nun sitze ich in der sympathischen Gast-Wohnung und fühle mich halbiert. Ein vorübergehender Zustand im Gegensatz zu heute. Als ich Ende Oktober 2009 für meine verbleibende irdische Zeit tatsächlich halbiert wurde, war es bemerkenswert, wie unsere Freunde reagierten. Nur wenige konnten meine Veränderung ertragen. Ich soll Dich „loslassen“, wird geraten – so als hätte ich das in der Nacht zum 26. Oktober 2009 nicht getan. Jedes Mal, wenn sich in den vergangenen Jahren Verzweiflung einzunisten droht, versuche ich, Dich mental zu erreichen: Verzeih, Geliebter, Sorge Dich nicht um mich, das ist bloß meine irdische Unzulänglichkeit.

Nein, im Grunde geht es diesen Freunden, die sich an das Hier und Jetzt klammern, darum, „daß das Leben weitergeht“. Ja, aber eben anders, antworte ich; hätte ich plötzlich keine Beine mehr, wäre die mitfühlende Zuwendung vermutlich selbstverständlich. Jedoch bloß nicht an die Endlichkeit unseres irdischen Daseins gemahnt werden. Und möglichst Menschen meiden, die zumindest indirekt mit diesem Unfaßbaren konfrontiert sind, als könnte man infiziert werden. Als gebe es Menschen, die sterblich sind und solche, denen diese Zumutung erspart bleibt. Als eine Zumutung empfinde ich es wiederum, in einer Welt zu leben, deren menschliche Bewohner in zahlreichen Regionen bereits die Prophezeiung der Hopi-Indianer lebensbedrohend erfahren, während sie in

anderen Regionen bewußtlos ignoriert wird: „Die Erde ist wie eine Decke, wenn wir sie zerreißen, sind wir verloren.“

Und dennoch wird Dein Gedanke zu meinem Gedanken – still bitt ich dich, erfülle mich mit Leben – mit Dir und für Dich leben, um Andere miterleben zu lassen, wie überlebensnotwendig allumfassende Kreativität ist. Als Du mit Detlef den Schweinestall abgetragen hast, wurde vor allem die Not der Esche gewendet – zumal wir noch Wochen später Ziegelbruchstücke aus dem Erdreich geholt haben; inmitten einer Ziegeldeponie stand sie. An dieser Aktion konnte ich mich nach beendeter Grazer Aktion wenigstens beteiligen, denn Du hattest wiederum Deine Arbeit in Yggdrasill unterbrochen, um mich bei dem Antigone-Projekt zu unterstützen. Schließlich krochen wir beide um die Esche herum – sie konnte aufatmen und hat es uns gedankt, sie dankt es uns bis heute.

Und wir danken unseren Schweizer Freunden ihre Zuwendung in vielfältiger Art über viele Jahre hinweg bis heute. Vor allem Barbara – ihrem Wesen sollte ein eigenes Schreibwerk gewidmet sein, in dem auch eine Ahnung ihres vielgestaltigen künstlerischen Werkes vermittelt gehörte. Damals – im Sommer 1992 – schenkte uns der Gilgen-Clan 14 Urlaubstage, Barbara und Kurt und die beiden noch jugendlichen Söhne David und Res; sie hausten mit uns im Vorderhäuschen, das während der jahrelangen Restaurierungsphasen des Hauptgebäudes unser Provisorium war: Es gab immerhin ein Waschbecken, dessen Armatur klares Brunnenwasser spendete. Damals hattest Du bereits angeregt, einen Eimer unter das Waschbecken zu stellen, in den immer wieder das Wasser wanderte, das wiederum erst einmal in einer großen Schüssel, die im Waschbecken stand, landete, denn

so und so oft läuft Wasser über irgendetwas, das es abzuspielen gibt, vom Apfel bis zu Salatblättern und so weiter, hin und wieder wird der Eimer rausgetragen und der Garten freut sich. Inzwischen steht der Afrikanische Eimer – so haben wir ihn von Anfang an genannt und gleichzeitig in bewußter Dankbarkeit, daß wir benötigtes Wasser nicht kilometerweit zu uns schleppen müssen, wie es immer noch vielen Menschen aufgebürdet ist – in unserer komfortablen Küche im Hinterhaus unter dem Spülbecken. Jedes Mal, wenn ich ihn hinaustrage, danke ich Dir für Deine Umsicht. Von Anfang an bis fürderhin. Ansonsten gab es vor 25 Jahren keine sanitären Einrichtungen, und das hölzerne Toilettenhäuschen, das neben der Jauchengrube stand, war hoffnungslos zusammengebrochen. Barbara, Kurt, Res und David krochen nicht nur mit uns um die Esche herum, sondern gestalteten mit uns auch eine alternative Toilette, eine tiefe Grube im dichten Gebüsch mit einer Sitzbalkenkonstruktion, und Sohn Res steuerte ein „Besetzt“-Schild bei, das gegebenenfalls an einem Zweig baumelte; eine Badewanne konnten wir bereits bieten, ein Nachbar hatte uns eine Ausrangierte angeboten, die haben wir direkt vis-à-vis des Vorderhaus-Eingangs auf die Wiese gestellt; einerseits bot das Werkzeug-Häuschen einen Sichtschutz, andererseits mußte einer von uns „Schmiere sitzen“ auf der Ahnenbank unter den Arkaden, um unerwarteten Besuch abzulen-



ken vom Reinigungsritual mittels Gartenschlauch. Anfangs hatten wir nur den Gartenschlauch, wo wir allerdings kostbares – von der Sonne gespendetes – heißes Wasser mangels Mischmöglichkeit erst einmal unseren Körpern nicht zumuten konnten; deswegen war die zugestöpelte Badewanne ein Fortschritt in Achtsamkeit. Für Dich ist Wasser ein Überlebensmittel, mit dem man möglichst respektvoll umgehen sollte. Daß wir zum Beispiel unsere mehr oder weniger ansehnliche Hinterlassenschaft mit Trinkwasser wegspülen, war schon während unserer Berliner Jahre für Dich eine unzulässige Verschwendung, und ich wunderte mich, mir das nie bewußt gemacht zu haben, und dankte Dir – wie für so vieles. In einer Mietwohnung hatten wir keine Chance einer diesbezüglichen Veränderung. Kaum wähten wir uns jedoch im Zustand der Autonomie, hast Du begonnen, Deine Fühler auszustrecken. Jenseits von Internet gab es die Möglichkeit, im Wiener Baubiologischen Institut von Mensch zu Mensch Gespräche zu führen, die in nützliche Hinweise mündeten, zum Beispiel bezüglich einer Biotechnik-Firma in Hamburg. Prompt hast Du hingeschrieben, prompt kam die Antwort mit den gewünschten Unterlagen. Gemeinsam mit Barbara und Kurt, den auch im Urlaub seine ökologischen Interessen als Städteplaner begleiteten, haben wir die Materialien studiert – Mitte Juli 1992. Inzwischen sind so viele Jahre vergangen, und die damals bereits prognostizierte und zur Zeit nur von verantwortungslosen Ignoranten geleugnete Klimaveränderung wird sich in möglicherweise nicht zu ferner Zukunft auch in unseren Breiten auf das Wasservorkommen auswirken. Deswegen möchte ich einen Passus aus dem damaligen Schreiben zitieren: „Unter dem Gesichtspunkt, organische Abfälle in den Naturkreislauf zurückzuführen und Trinkwasser einzusparen, bieten wir

Komposttoiletten für den Einsatz in Einfamilienhäusern, Garten- und Ferienhäusern, sowie für Toilettenanlagen in z.B. Vereinsheimen und öffentlichen Bereichen an. Die Systeme haben sich seit Jahrzehnten in Skandinavien und in Nordamerika bewährt und sind auf Betriebssicherheit und Hygiene geprüft. Anders als bei den gewohnten Toiletten werden in diesen Anlagen die menschlichen Abfälle aufgrund biologischer Vorgänge ohne Geruchsbelästigung zersetzt. Sie sind somit als Bodenverbesserungsmittel für Grünflächen weiterverwertbar.“

Das war in unserem Sinn und problemlos zu realisieren, da wir dieses alte Haus ja von Grund auf restaurieren konnten bzw. mußten. Kurt machte uns darauf aufmerksam, daß wir vermutlich eine Genehmigung des Gemeindeamtes benötigten. So war es und die bekamen wir nicht. Möge zukünftigen Interessenten mit weitblickenderem Sachverstand begegnet werden.

Statt uns zu grämen, nützten wir die noch verbleibenden Urlaubstage der Freunde, um die Umgebung zu erkunden. Erst einmal die unmittelbare, wir erklimmen das Lutzmannsburger „Weingebirge“, das kaum mehr als 200 Meter hoch ist und bereits vor 2000 Jahren der Weinkultur vorbehalten war, damals noch von einer anderen Menschenkultur bewirtschaftet, der römischen, davon zeugt ein Grabstein aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung, der einen römischen Weinbauer mit seiner Frau und beider Tochter zeigt; in der romanisch-gotischen Pfarrkirche in Neumarkt im Tauchental wurden solche Fundstücke eingemauert. Leider nicht in Lutzmannsburg, obwohl diese Gemeinde die älteste deutschsprachige des Burgenlands ist, bloß 1000 Jahre, nachdem sich diese römische Familie hat verewigen lassen, wurde sie gegründet. Die Römer hatten

sich aus dem von ihnen Pannonien genannten Territorium längst zurückgezogen, und auf der Suche nach neuem Siedlungsraum folgten die Goten und die Hunnen und die Awaren, um schließlich nach vielen kriegerischen Auseinandersetzungen den Magyaren Pannonien zu überlassen. Allerdings siedelten sich auch zahlreiche deutsche Adels- und Rittergeschlechter an, und so wurde das zu Ungarn gehörende Land sozusagen zweisprachig. Auch in Lutzmannsburg – auf ungarisch Locsmánd – wurde auf halber Anhöhe zum Weingebirge eine Burg errichtet, wann und von wem und warum sie bis auf ihre Grundmauern zerstört wurde, bleibt im mittelalterlichen Dunkel. Eine katholische Kirche wurde auf den spärlichen Überresten errichtet. Als Olaf und mich unsere Sommer-tournee 1990 auch nach Österreich führte, um schließlich im Südburgenland zu enden, nützten wir die Gelegenheit, von Süden nach Norden das Burgenland zu erkunden und landeten auch in Lutzmannsburg. Auf der Suche nach einem ungestörten Schlafplatz für uns und unser Tourneemobil gelangten wir auf den kleinen Parkplatz dieser Kirche. Ein Abendspaziergang auf dem traubenvollen Hochplateau hatte möglicherweise bereits magische Wirkung, der Blick in die Weite, nach Osten in die ungarische Tiefebene, nach Westen zur höchsten Erhebung im Burgenland, dem 800 Meter hohen Geschriebenstein. Noch ahnten wir nicht, daß wir just ein Jahr später uns in diesem Dorf auf unser Hausabenteuer einlassen würden.

Und wiederum zwei Jahre später lassen wir mit den Freunden den Blick in die Weite wandern. Damals gab es da oben auch noch Pfirsichplantagen und Maulbeerbäume. Und wir gehen durch den Ort und Kurt ist erfreut ob des großzügig angelegten Dorfgangers, der

gesäumt wird von Barockgiebelhäusern mit Arkaden. Die unmittelbare Nähe zur ungarischen Grenze bzw. zum „Eisernen Vorhang“ förderte achtsames Wirtschaften und folglich mußten nur wenige altehrwürdige Häuser unansehnlichen Neubauten weichen.

Für weitere Erkundungen mußten wir das Auto benutzen, da umweltschonende Verkehrsmittel damals wie heute völlig unzureichend zur Verfügung stehen. Den Steinbruch von St. Margarethen hatten wir schon mit Freund Detlef kennengelernt. Sowohl das aktuell zu Bewundernde, als auch die Erkenntnis, daß fast 2000 Jahre zuvor wiederum die Römer in dieser Felsszenerie Baumaterial für die Errichtung von Carnuntum und auch für Vindobona entdeckten, beeindruckt uns; Kalksandstein formt die circa 40 Meter hohen Felswände, die eine Hinterlassenschaft des Torton- und Sarmatmeeres sind, das sich vor zehn bis 20 Millionen Jahren über weite Teile Osteuropas ausdehnte. Zahlreiche Versteinerungen wurden entdeckt, wie zum Beispiel Haifischzähne. Und auch Olaf hat einen fossilen Überrest in einer der Kalksandstein-Platten identifiziert, die er in unserem Eingangsbereich verlegt hat; das ist jedoch ein anderes Kapitel unserer unendlichen Geschichte und wieder in Verbindung mit dem weiblichen Teil unserer Schweizer Gilgenfreunde, Barbara.

Unser Traumhaus, das jahrelang eine Traum-Baustelle ist, ohne zum Albtraum zu werden, hat bloß den Nachteil, zu weit entfernt zu sein von unserer Traumstadt Berlin. Du hattest traumhaft konkrete Vorstellungen, wie unsere künstlerische Arbeit in Yggdrasil weitergeführt werden könnte, unserem Credo gemäß: „...Denn auch das ist Kultur – miteinander reden, einander zuhören.“ Zwischen Berechnung der gesamten Heizfläche und

Notizen bezüglich der Abfolge von Arbeitsschritten, nützt Du eine freie Seite für Folgendes:

Yggdrasil

Gespräche unter der Esche

z.B. Juden im Burgenland

Religiöse Minderheiten

Kroatische Dichtung im Burgenland

Ungarische Dichtung im Burgenland

Lesungen unter der Esche

Und oftmals sitzt Du am Ende eines Arbeitstages unter der Esche und machst Skizzen, um Dir zum Beispiel die Verfliesung des Badezimmers vorstellbar zu machen. Mit Fliesen, die übrigens gar nicht mehr zu hoffen gewagt hatten, daß sie aus dem Abfall wiederauferstehen würden. In den 1970er-Jahren waren sie in einem Wiener Container gelandet, obwohl sie trotz jahrzehntelangen Daseins in menschlicher Umgebung ihre Jugendstil-Schönheit bewahrt hatten. Aus eben diesem Container wurden sie von Wiener Freunden befreit, die damals ihr ländliches Domizil verschönerten, jedoch viele Fliesen übrig behielten. Die erbten wir dann 20 Jahre später, und voll Bewunderung hast Du Dich von ihnen inspirieren lassen für die Gestaltung unseres Badezimmers. Währenddessen erreicht Dich auch Inspiration im Hinblick auf die kulturelle Öffnung dieses Anwesens:

„Pannonien, das ist Zentral-, Mitteleuropa

das ist die Zone zwischen Ost und West

das ist das Gebiet zwischen Nord und Süd

das ist der Schmelztiegel Europas.

Künstlerinnen und Künstler sämtlicher Gebiete

sollen hier zusammenkommen und Heimat erleben

wie Fremdseingefühle zum Ausdruck bringen können.

ELFRIEDE IRRALL wurde im Februar 1938 in Wien geboren. Sie absolvierte während ihrer Schulzeit eine Ballett-, anschließend eine Schauspielausbildung und begann mit 16 Jahren ihre Theaterarbeit. Wesentliche Stationen waren das Theater in der Josefstadt und das Volkstheater in Wien, sowie Renaissance Theater, Freie Volksbühne und Peter Steins Schaubühne in Berlin.

Ab 1977 Lehrtätigkeit an der Hochschule der Künste in Berlin.

1982 Mitbegründerin von teaterspielwerk: Ein Theater unterwegs, das scheinbar Widersprüchliches wie Publikumsnähe und soziales Engagement mit künstlerischem Anspruch zu verbinden weiß und einen unverwechselbaren Spielstil entwickelte.

Und immer wieder Erlesenes mit Olaf Scheuring.

OLAF SCHEURING, geboren Herbstanfang 1953 in Kiel. Nach dem Abitur an der Fachoberschule für Sozialpädagogik und Sozialökonomie in Bremen diverse Theaterarbeiten in freien Gruppen.

Ab 1976 Studium an der Hochschule der Künste Berlin, Fachbereich Darstellende Kunst.

1982 gründete er teaterspielwerk: Hier tätig als Autor, Dramaturg, Regisseur, Schauspieler und Manager, zuständig auch für Bühne, Licht und Ton.

Letzte Regiearbeiten: „Ulf oder der blaue Traum“ von Juan Carlos Gené (Europäische Erstaufführung); „Lectio“ von Friederike Mayröcker (Uraufführung); „Yerma“ von Federico García Lorca; „Ach, wer die Sehnsucht kennt“ nach Goethes „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“; „Abschiede“ von Friederike Mayröcker (Uraufführung); „Nur Kinder, Küche, Kirche“ von Franca Rame und Dario Fo; „Dan“ von Ana Schoretits.

Und immer wieder Theaterarbeit mit Kindern und Jugendlichen.

Im Oktober 2009 hat Olaf Scheuring nach kurzer, schwerer Krankheit diese Welt verlassen. Seine Existenz ist verwandelt und auch die von Elfriede Irrall. Unwandelbar jedoch ist die Gewißheit ihrer Verbundenheit.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien